

## Stoffrechte

### Curt Goetz / Die Tote von Beverly Hills

Für dieses Werk vertreten wir die Bearbeitungsrechte für Bühne, Film und Hörspiel. Da wir leider kein Ansichtsmaterial verschicken können, bitten wir Sie, das Buch im Buchhandel zu erwerben und sich bei einem Aufführungsinteresse hinsichtlich der Rechte an uns zu wenden.

Es ist möglich, in Rücksprache mit dem Verlag eine eigene Adaption dieses Buchs zu erstellen.

Wir wünschen viel Spaß bei der Lektüre.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr Felix Bloch Erben Verlag

Dort oben in den Hügeln um Hollywood, wo ein gewundener, halb überwuchertes Fußpfad, mehr von Schlangen als von Menschen begangen, zwischen Briarcrest Lane und Mulholland Drive eine wenig bekannte Verbindung herstellt, ging ich mit Winnetou, meinem englischen Setter, und starrte in die untergehende Sonne Kaliforniens, die soeben sich anschickte, in Anbetracht der Bullenhitze ins Meer zu tauchen. In diese Sonne, die dein europäisches Blut verdünnt, deine Energien einschläfert und deine Sinne aufpeitscht.

Die Mädchen Kaliforniens sind schön, der Wüstenwind ist heiß und deine Langeweile umfassend wie der Horizont. Du möchtest arbeiten, aber die Hitze erschläft dich. So möchtest du ausruhen, aber deine Sinne sind zu wach. Zu denken traust du dich, enturzelt und seelisch allein, schon lange nicht mehr. So bleibt dir nur übrig, dich zu Tode zu lieben oder zu Tode zu langweilen. Oder beides.

Wolkenloser Himmel Kaliforniens! Seltsam sind die Pflanzen, Tiere und Menschen, die unter deinem blendenden Blau wuchern, kriechen, sich vermehren und betrügen! Skurril die Gedanken, Triebe und Träume . . .

Ein Ruck an der Leine überhob mein müdes Hirn weiteren Betrachtungen.

Winnetou war stehengeblieben.

Als gut dressierter Herr blieb ich ebenfalls stehen.

Die rechte Vorderpfote gehoben, zwei senkrechte Sorgenfalten auf der Stirn, stand er unbeweglich, die Augen geradeaus gerichtet.

Seine schwarze Nasenspitze kreiste.

Was witterte er?

Es roch wie immer, nach Meer, Zitronen und Petroleum. Hauptsächlich nach Petroleum.

Ich folgte seinem Blick, konnte aber nichts entdecken.

In der Annahme, daß er sich lediglich interessant machen wollte, suchte ich ihn fortzuziehen. Ich hätte eher einen Baum mit der Wurzel aus der Erde heben können. Ich beugte mich nieder, um in seiner Blickhöhe zu sein. Ja, dort, etwa dreißig Schritte entfernt, bewegten sich Grashalmspitzen in anderer als der Windrichtung.

»Das ist ein Liebespäarchen«, belehrte ich Winnetou. »Laß uns gehen.«

Aber Winnetou, der sonst den Zärtlichkeitsbeziehungen von Mensch zu Mensch eine fast verletzende Gleichgültigkeit entgegensetzte, fing an zu zittern, sein Fell stellte sich auf, er senkte den Kopf wie ein Tiger.

Ich machte ihn los. »Such.«

Obwohl es nur gehaucht war, machte er eine duckende Bewegung mit den Schultern, als wollte er sagen: »Nicht so laut!«

Er bewegte sich rückwärts. Drei, vier Meter. Dann schlug er einen Bogen, bis er den Wind genau gegen sich hatte. Und begann, fast auf dem Bauche kriechend, den Anschlag. Ich konnte ihn nicht mehr sehen, nicht mehr verfolgen. Kein sich bewegender Halm verriet ihn.

Ich nahm die Büchse von der Schulter.

(Ich war damals bei der Zivilgarde und hatte aufzupassen, daß die Japaner die Wälder um Los Angeles nicht in Brand steckten. Die Japaner, offenbar über diese Maßnahme unterrichtet, haben es daraufhin gar nicht erst versucht.)

Nichts rührte sich.

Eine Minute. Zwei Minuten. Drei Minuten.

Was machte Winnetou? Stand er etwa vor und wartete auf mein Zeichen loszubrechen? Konnte er sich nicht denken, der Idiot, daß ich ihn nicht sehen, nicht beurteilen konnte, wann er bereit sei, und daß mein Ruf ihn verraten würde?

Ich entsicherte die Büchse. Es machte einen kleinen Knacks. Da hörten die Grillen auf zu zirpen.

Die plötzliche Stille wirkte wie ein Donnerschlag.

Und dann krachte es wirklich.

Ein scheußliches Fauchen, Flügelschlagen, ein wütendes Aufheulen von Winnetou, Knacken von Ästen . . . und ein

riesiger Geier erhob sich aus dem Dickicht, während das Kampfgetöse zwischen Winnetou und irgendeinem anderen Wesen, vermutlich einem zweiten Geier, weiterging. Der aufgescheuchte Riese zog einen kurzen Kreis und kehrte zurück, um seinem Gefährten zu Hilfe zu kommen. Fast senkrecht stürzte er sich auf den Kampfplatz. Noch im Sturz erreichte ihn meine Kugel. Er überschlug sich und fiel wie ein Stein zu Boden.

Im nächsten Augenblick stand ich neben Winnetou.

Er blutete unter dem linken Auge. Sein Gegener lag mit zerbissener Kehle unter ihm. Der zweite, von mir erlegte Geier ein paar Schritte entfernt.

Und noch ein paar Meter weiter lag die nackte Leiche eines Mädchens.

Ich überlegte, ob ich Winnetou zur Bewachung dalassen sollte, bis ich die Polizei geholt hätte. Aber ich fürchtete Kojoten, die hier in Rudeln auftraten, gegen die er machtlos gewesen wäre. So beschloß ich, ihn mitzunehmen. Vorher brannte ich ihm die Wunde mit der Zigarette aus, worüber er nicht sehr erbaut war. Aber besser, als an Leichengift krepieren, nicht wahr?

(Ich hatte übrigens vor acht Tagen dieselbe Prozedur an mir vornehmen müssen, als ich von einer schwarzen Witwe gebissen worden war, keine Dame der Gesellschaft in diesem Falle, sondern eine giftige Spinne, »Black Widow«, deren Biß tödlich ist, wenn du nicht sofort etwas dagegen tust.)

Winnetou benahm sich tapfer. Dann eilten wir zur Chaussee zu unserem dort wartenden Auto und sausten los.

Wenn du in Amerika plötzlich die Polizei brauchst, hast du nichts weiter zu tun, als in unerlaubtem Tempo zu fahren.

Nach zwei Minuten war der Cop auf seinem Motorrad an meiner linken Seite und machte eine elegante Handbewegung nach rechts. Ich folgte seinem Wink und hielt am rechten Chausseerand. Mit betonter Gemächlichkeit, um mir zu zeigen, wieviel Zeit man in Amerika hat, stieg er von seiner Lokomotive und zückte das Ticketbuch.

»Ehe Sie mich jetzt fragen«, sagte ich, »ob ich einen Geschwindigkeitsmesser an meinem Wagen habe und ob ich

die Bevölkerung Amerikas auszurotten gedenke, möchte ich Ihnen verraten, daß zwei Minuten von hier ein totes Mädchen liegt. Offenbar vergewaltigt und ermordet.«

»Ist das so?« fragte er, nicht sonderlich beeindruckt.

Ich erzählte ihm mein Erlebnis.

»Es hat keinen Zweck«, sagte er, während er an seiner Sensation hantierte, »daß wir hingehen und die Spuren zertrampeln, bevor der Sheriff da ist.«

Und nun war ich Zeuge von etwas, das mich in meinem Beschluß bestärkte, der amerikanischen Polizei nie Veranlassung zu geben, sich mit mir zu beschäftigen.

Er murmelte etwas in seinen Apparat in einer Art Code, den ich nicht verstand. Dann teilte er mir mit, daß in zehn Minuten der Sheriff, der District Attorney, ein Fotograf, der Arzt und Ben Blunt zur Stelle sein würden. Und wie ich über einen »drink« dachte, den wir inzwischen nehmen könnten?

Dabei deutete er auf einen einsamen Drugstore am Wege.

»Wer ist Ben Blunt?« fragte ich, als wir an der Theke saßen, umgeben von Salaten, Füllfederhaltern, Bibeln und hygienischen Gummiartikeln.

»Der Detektiv. Wenn Sie je ein Verbrechen begehen, tun Sie es nicht in seinem Distrikt. Der Mörder wird hängen.«

Er prostete mir mit seinem Glas Malz Milch zu und überlegte sich, ob ich vielleicht der Mörder sei.

## 2

Als wir zehn Minuten später am verabredeten Rendezvousplatz waren — es war die Stelle, wo der Fußpfad den Mulholland Drive trifft —, war der Sheriff schon da. Ich kannte ihn. Ich hatte ihn kürzlich in einem Cowboyfilm gesehen. Als »Sheriff«. Die Filmgesellschaften machen so etwas gern. Wird ein Sheriff gebraucht, nehmen sie einen richtigen Sheriff. (Because he can't be wrong.) Er saß auf einem Pferd, das etwas zu klein für ihn war. Er ließ die Beine ne-

ben den Bügeln hängen, kaute Gummi und schien außerordentlich gelangweilt.

»Die anderen sons of bitches sind noch nicht da«, begrüßte er uns.

»Das ist Mr. Goetz, der die Leiche gefunden hat«, stellte mich der Cop vor.

»How are you?« sagte der Sheriff.

In diesem Augenblick flog ein Wagen um die Kurve und hielt mit knirschenden Bremsen auf der Höhe. Ihm entstiegen der District Attorney, der Arzt und der Fotograf. Der erste sah aus wie ein Schauspieler, der Arzt hatte einen verdächtig blauroten Schimmer um die Nase, nur der Fotograf sah aus wie ein Fotograf.

»Wo ist Ben?« fragte uns der Sheriff.

»Wollte allein kommen.«

Während wir auf den Detektiv warteten, erzählte ich den Herren mein Erlebnis.

»Mit dieser Büchse schossen Sie den Geier?« fragte der Sheriff, indem er mir die Büchse von der Schulter nahm.

»Es ist eine Kugelbüchse.«

»Ich hatte leider keine Schrotbüchse bei der Hand.«

»Es ist nicht leicht, einen Vogel mit der Kugel zu treffen.«

»Nein«, sagte ich.

»Beide Läufe sind geladen.«

»Ich pflege zugleich nachzuladen.«

»Hm! . . . einen Vogel . . . im Sturz . . . mit einer Kugel!«

»Sehen Sie den Häher da drüben in der Baumkrone?« fragte ich.

»Ich wette, daß Sie ihn nicht treffen«, kaute der Sheriff.

»Wieviel?«

»Fünf Dollar.«

»Wer noch?«

Alle wetteten fünf Dollar.

Ich schoß den Häher herunter und glaube nicht, daß Old Shatterhand sich besser hätte benehmen können.

Ich kassierte fünfundzwanzig Dollar, jeder wollte meinen Vornamen wissen, und von jetzt ab hieß ich Curt. (Sprich Köhrt.)

»Wo hast du schießen gelernt, du Sohn einer Kanone?« wollte mein neuer Freund, der Sheriff, wissen.

»In der Schweiz. Dort schießen wir alle wie Wilhelm Tell.«

Jeder wollte wissen, wer Wilhelm Tell sei und bei welcher Firma er arbeite.

Ein Pistolenschuß krachte.

Er kam aus dem Unterholz aus der Richtung des Tatorts.

»Das ist Ben«, sagte der Sheriff. »Er ist uns zuvorgekommen. Er ruft uns.«

Winnetou zeigte uns den Weg zur Leiche, den ich allein nicht wiedergefunden hätte. Am Tatort stand ein kleiner Mann, die Hände in den Taschen, den Rücken uns zugewandt.

»Hallo, Ben!«

Er drehte sich um und grinste von einem Ohr bis zum anderen. Ich habe selten ein Gesicht von so liebenswürdiger Häßlichkeit gesehen. Die Haut war von Fältchen durchfurcht wie ein Rangierbahnhof von Geleisen.

»Hallo, Ben!«

Statt einer Antwort ging er in die Kniebeuge und lockte Winnetou zu sich. Er begann sich mit ihm im Flüsterton zu unterhalten. Ich konnte nur Bruchstücke der Konversation erhaschen, so leise war sie geführt. Es schien sich um eine Lobrede zu handeln, wie heldenhaft sich Winnetou den beiden Geiern gegenüber benommen habe. Dabei streichelte er ihn und untersuchte die Wunde unter dem Auge, was Winnetou benutzte, ihm in die Nasenlöcher zu lecken.

»Das ist Mr. Goetz – Curt, der die Leiche gefunden hat und der schießt wie Bill Tell.«

»Hallo, Curt.«

Er behielt seine Hände in den Taschen, als seien sie dort plombiert.

»Es ist mir eine Sensation, Sie kennenzulernen, Mr. Blunt. Sagen Sie doch bitte Ihrem Freunde, dem Sheriff, daß ich nicht der Mörder bin.«

Bens Grinsen wurde noch breiter.

»Sie müssen nicht darauf achten, was der Sheriff sagt. Er

hatte bei seiner Geburt einige Schwierigkeiten, deren Folgen ihm heute noch anhängen . . .«

Der Sheriff spuckte Ben haarscharf vor die Füße.

»Aber wenn Sie wieder einmal eine Leiche finden«, fuhr Ben fort, »dann lassen Sie keinen Stummel am Tatort zurück, auch wenn er nur dazu diente, Ihrem Hund die Wunde auszubrennen.«

Er versank plötzlich in Nachdenken und schien uns alle miteinander zu vergessen. Der Fotograf beendete seine Tätigkeit und überließ dem Gerichtsarzt das Feld.

»Wann, glaubst du, ist das Kind ermordet worden?« wandte sich der Sheriff an Ben.

»Heute vormittag. Aber nicht hier. Außerdem ist es kein Kind, sondern eine verheiratete Frau von etwa 26 Jahren. Die Nacktheit ihres Schoßes ist künstlich.«

Jetzt bemerkten wir alle den Ring an ihrem Finger, und daß die Brüstchen, so klein sie waren, nicht zu einem Kind paßten.

»Sie wird eine Tänzerin gewesen sein oder ein Malmodell, sicherlich keine Bürgersfrau«, fuhr Ben wie im Selbstgespräch fort.

»Woraus schließt du, daß sie nicht hier ermordet wurde?« wollte der Sheriff wissen.

»Keine Spuren eines Kampfes, keine Kleider.«

»Vielleicht hat sie der Täter mitgenommen?«

»Wozu? Sie könnten ihn nur verraten.«

»Um ihre Identifizierung zu erschweren.«

»Versuche, eine Tote im hohen Grase auszukleiden, ohne daß ich die Spuren davon sehe! – Nein, sie ist tot und nackt hierhergebracht worden.«

»Was war die Todesursache?«

»Frage den Doktor.«

»Ich will verdammt sein, wenn ich es weiß«, ließ sich dieser vernehmen. »Ich würde sagen, sie ist erwürgt worden, wenn ich nur die leisesten Male an ihrem Halse entdecken könnte. – Nach der Obduktion werden wir mehr wissen. – Kann ich sie jetzt mitnehmen?«

»Laß sie noch einen Augenblick liegen«, sagte Ben, seine



Augen auf Winnetou gerichtet, der storchbeinig den Leichnam umkreiste. Regungslos beobachtete ihn Ben. Jetzt machte Winnetou am Gesicht der Toten halt und beschnupperte die Stirn. Wahrscheinlich war es das Blut von den Schnabelhieben, das er roch.

»Es ist nicht das Blut«, sagte Ben, als hätte er meine Gedanken erraten. »Es ist etwas im Haar, das ihn irritiert.« Er beugte sich zu der Leiche, vorsichtig, ohne Winnetou zu verscheuchen, ihn weiter beobachtend. Dann strich er tastend über das Haar der Toten, das die Farbe der Eichkatze hatte. Er brachte eine Lupe zum Vorschein und examinierte eine Haarsträhne. Jetzt schnitt er diese Haarsträhne ab, befühlte sie, roch daran, leckte daran, dann legte er sie sorgfältig in sein Notizbuch.

»Du kannst sie haben«, sagte er und erhob sich.

Der Doktor hob die Tote auf die Bahre.

Nackt und stumm starrte sie in den kalifornischen Himmel.

»Ein wunderschöner Abend, nicht wahr?« sagte Ben, während er gedankenvoll dem Transport nachschaute. Die Sonne, die heute nachmittag, als das Verbrechen geschah, dabei gewesen sein mußte, war untergegangen.

### 3

»How about a drink?« schlug der Sheriff vor, während er sich auf seine Rosinante schwang, die auf den Namen »Nelly« hörte und deren linkes Ohr geknickt war wie bei einem verpatzten Wolfshund.

»Ausgezeichnet«, meinte Ben, »wir treffen uns bei ›Sam‹.« Der Sheriff galoppierte davon, während wir in unsere Autos kletterten. Ben fuhr voran in Richtung Ozean und zeigte den Weg. Er stoppte vor einem nach hiesigen Begriffen idyllischen Wirtshaus. Es hatte, des vielen Ozones überdrüssig, dem Stillen Ozean sein Hinterteil zugekehrt, während es seine Fenster dem Staube der Landstraße und den

Auspuffgasen des Parkplatzes weit öffnete. Nelly, der Mustang des Sheriffs, auch männliche Pferde heißen hierzu-lande Nelly, graste bereits vor der Tür.

»Er ist eine Abkürzung geritten«, klärte mich Ben auf. Der Sheriff saß, den Hut im Genick, an der schmalen Seite des Tisches, mit dem Rücken zum offenen Fenster. »Setz dich, Curt«, sagte er mit bemerkenswerter Freundlichkeit und deutete auf die Bank an der Längsseite.

Ben nahm dem Sheriff gegenüber Platz, so daß ich ganz hübsch eingerahmt war von zwei prominenten Vertretern der Kriminalpolizei von Los Angeles. Nie in meinem Leben hatte ich größere Lust, spazierenzugehen. Der Sheriff bestellte ein Getränk, das sich vorzüglich zur Ausrottung von Unkraut geeignet hätte.

»Erzähle, Curt«, sagte er und blies mir eine Wolke Knaster ins Gesicht, »wieso, zur Hölle, du so gut schießt.« In diesem Augenblick steckte Nelly ihren Kopf mit dem geknickten Ohr zum Fenster herein und hauchte ihrem Herrn von hinten ins Genick.

Der reichte ihr, ohne sich umzusehen, ein Stück Brot über die Schulter, das Nelly mit den Lippen nahm. Während des Kauens — sie kaute wie ein Kuh — studierte sie flüchtig die Innenarchitektur der Kneipe, worauf sie ihren Kopf zurückzog, ohne ihren Herrn noch einmal zu belästigen. Ich steckte nun ebenfalls meine Pfeife in Brand, spuckte, um meinen amerikanischen Freunden zu imponieren, auf den Fußboden und begann zu erzählen. Wie in unserem Ländchen jeder sein Dienstgewehr zu Hause habe, mit dem er sich einschösse, und wie im Notfalle die Schweiz binnen einer Viertelstunde mobilisiert sei.

»Um genau zu sein, in 14 Minuten 23 Sekunden«, fügte ich hinzu. (Wenn du Amerikanern imponieren willst, mußt du in Zahlen lügen.)

»Ich will verdammt sein!« brach denn auch der Sheriff in Bewunderung aus. Und er haute mir auf die Schulter mit einer Zärtlichkeit, die einen Ochsen hätte töten können. (Vielleicht hat er mir doch nicht geglaubt?) Und bestellte eine weitere Lage. Es wurde nun sehr gemütlich.

»Warum«, interessierte sich plötzlich der Sheriff, »bist du mit achtzig Meilen gefahren, als du dich von der Leiche entferntest und der Cop dich anhielt?«

»Damit der Cop mich anhielt«, antwortete ich.

»I see«, lächelte der Sheriff.

Er wurde nicht schöner, der Sheriff, wenn er lächelte. Eine Kugel, die ihm einst durch beide Backen gesaust war, hatte irgendeinen Muskel verletzt, so daß beim Lächeln der Mund sich schief nach rechts unten verzog, was, wie ich mir so gleich ausmalte, bei einem Kreuzverhör auf den Delinquenten enervierend wirken mußte.

Ich muß bei dieser Vorstellung selber den Mund verzogen haben, denn Ben sagte den merkwürdigen Satz: »Wenn er zu Pferde sitzt, merkst du es nicht so, weil Nellys geknicktes linkes Ohr das optische Gleichgewicht wiederherstellt.«

In diesem Augenblick erschrakten wir durch einen Krach. Ein Cowboy hatte einem Spielautomaten, bei dem er seit dreißig Minuten vergeblich sein Glück versucht hatte, einen Tritt versetzt, von dem dieser sich, soweit ich von technischen Dingen etwas verstehe, nie erholen konnte. Dann trat er — um besser zielen zu können — einen Schritt zurück und versetzte ihm noch einen. Hierauf ging er zur Theke und sah dem erstaunten Wirt stumm ins Gesicht, ob dieser gegen sein Verhalten vielleicht etwas einzuwenden habe? Und da dieser nichts einzuwenden zu haben schien, richtete er seinen Blick auf uns, ob etwa einem von uns irgend etwas an ihm nicht gefiele? Und da er auch in unseren Gesichtern nichts lesen konnte, was diesem Argwohn Nahrung gegeben hätte, schob er den Hut ins Genick, spuckte aus und verließ das Lokal.

»Er ist ungehalten«, konstatierte Ben.

»Wovon sprachen wir?« wollte der Sheriff wissen.

»Was halten Sie von dem Verbrechen?« sagte ich.

»Ich habe keine Ahnung«, sagte Ben.

»Vorsicht!« raunte der Sheriff. »Ich wette mit dir um dein süßes Leben, daß er schon mitten drin in der Lösung ist. Er hat einmal einen Mord aufgeklärt, ohne von seinem Lehn-